

Tanja Stupar Trifunović

DIE UHREN IN MUTTERS ZIMMER

Aus dem Serbischen von
Elvira Veselinović

1. Auflage 2021
© eta Verlag
Alle Rechte vorbehalten

eta Verlag | Petya Lund
Schönhauser Allee 26
10435 Berlin
www.eta-verlag.de
kontakt@eta-verlag.de

Aus dem Serbischen übersetzt von
Elvira Veselinović

Lektorat: Anne Grunwald
Gestaltung & Satz: Stefan Müssigbrodt
Titelfoto: Shutterstock, Arisa Lokhunphrom
Druck: ABAGAR, Weliko Tarnowo, Bulgarien

Gesetzt aus der Moderato (www.moire.info).
Gedruckt auf Holmen Book Cream 80 g/m².

Originaltitel: Satovi u majčinoj sobi
erschienen bei: Zavod za udžbenike i nastavna sredstva,
Istočno Novo Sarajevo 2014.
Die dt. Übersetzung beruht auf der überarbeiteten Fassung,
erschienen bei Arhipelag, Belgrad 2021.

ISBN 978-3-949249-00-6



eta Verlag



Co-funded by the
Creative Europe Programme
of the European Union

The European Commission's support for the production of this publication does not constitute an endorsement of the contents, which reflect the views only of the authors, and the Commission cannot be held responsible for any use which may be made of the information contained therein.

Tanja Stupar Trifunović |

DIE UHREN IN MUTTERS ZIMMER

Für Amelija

|

In mir wohnt jemand anders; eine junge Frau, die zu spät kommt, um das verängstigte Mädchen noch trösten zu können; während sie Wäsche aufhängt, tropfen ihre unsichtbaren Tränen vom Balkon. Das Mädchen versteckt sich zwischen den weißen Baumwollschichten. Die Frau streicht ihm übers Haar. Keine von beiden weiß, ob es eine wirkliche Berührung ist oder bloß die Sonnenwärme.

Sie haben ihre eigenen Fenster, durch die sie mich besiedeln. Sie haben ihre eigenen Türen, die sie unvermittelt öffnen und mich ausfüllen wie die steigende Flut.

In mir bleibt zu wenig von mir selbst, wenn die beiden den Raum einnehmen. Unterirdische Wellen nahen. Orkane aus der Kindheit. Das verängstigte Mädchen, das seine Mutter ruft, damit sie es in den Arm nimmt.

II

Schreib mir eine Geschichte, aber erwähne den Wolf nicht, der Wolf frisst die Träume, sagt das Mädchen.

Die Geschichte beginnt innerhalb des Wolfsmagens, in den ich mich begeben musste, um die Träume zurückzuholen.

Sie runzelt die Stirn.

Dort ist es sehr dunkel, wie in, wie in ...

In der finsternen Nacht, sagt sie.

Ja, ja, wie in der finsternen Nacht, die du dir vorstellen kannst.

Wie hast du denn dann dort sehen können?

Ich habe mit dem inneren Auge gesehen.

Was sind das denn für innere Augen?

Das sind jene, die du bekommst, wenn dir die äußeren nicht mehr helfen können.

Und wo wachsen die dir?

Sie wachsen in dir drin.

So wie du im Wolfsbauch gewachsen bist?

Ja, so in der Art. Manchmal passieren Dinge innen, und von außen sieht man gar nichts, da sie nicht von diesem Licht erleuchtet sind, sondern von einem anderen, inneren.

Sowohl das Licht als auch die Dunkelheit sind innen anders.

Dann wird das hier eine innere Geschichte sein.

Ja.

Aber muss sie denn wirklich in einem Wolf beginnen?

Ja, sie muss. So werden wir die Träume retten, die er aufgefressen hat.

Ich werde mich ein wenig fürchten, während du erzählst.

Ich weiß, aber ich werde versuchen, alles so zu machen, wie es sich gehört.

Bist du schuld daran, dass er die Träume aufgefressen hat?

Ein bisschen.

Ist der Wolf böse?

Nein, er ist nur so, weil alles so ist.

Du bist auch so. – Ja.

Papa auch. Und ich, und die Katze. – Ja.

Dann ist es also eine solche Welt.

Irgendwie schon.

Wird der Wolf dich wieder zu mir lassen, wenn du ihm alle Träume nimmst, die er uns weggefressen hat?

Ich werde ihn darum bitten.

Aber er wird dann hungrig und innerlich leer sein, weshalb er dich nicht gehen lassen wird.

Ich werde mit ihm kämpfen.

Ich will nicht, dass du gehst. Er ist stärker. Er hat große Zähne, du aber bist nur eine gewöhnliche Mutter, er kann dich auffressen, genau wie die Träume.

Das wird er nicht, ich nehme Kraft mit, jene unsichtbare Kraft. Weißt du, drinnen ist alles anders, er ist dann nicht mehr der gewöhnliche Wolf, so wie ich nicht mehr die gewöhnliche Mutter bin, auch die Kraft ist keine gewöhnliche, sondern eine innere, und du kannst nicht sehen, dass ich stärker bin als er, deshalb fürchtest du dich.

Und, bist du stärker? – Ja.

Und woher weißt du das?

Weil es meine Geschichte ist.

Und du wirst sie mir erzählen?

Das werde ich.

Und wie werde ich wissen, dass die Träume zurückgekehrt sind?

Du wirst es wissen. Drinnen wird alles anders sein.

III

Vielleicht sollte man mit der Kindheit anfangen. In der Kindheit prägen sich Eindrücke tief ein, wie ein Fußabdruck im noch nicht angetrockneten Beton. Schon jetzt bleiben nur noch leicht abzuwischende Schlammspuren. Längst bin ich ein gepflasterter Platz, eine fertiggestellte Uferpromenade, ein an den Straßenrand gegossener Bürgersteig, und alles in mir ist gehärtet. Fremde Schritte hinterlassen keine tiefen Spuren mehr. Die Vergangenheit ist ein Haus, in dem ein unvorsichtiger Gedanke landet; die Rückbesinnungen drückend wie mit Bildern überfrachtete Wände.

Ich ging am Ufer entlang und sammelte Muscheln. Mutter schimpfte wegen der Sonne auf meinem Rücken. Die Haut wurde dunkel, die Haut brannte, die Haut spannte. Ich spürte nichts. Das kam später. Gerade suchte ich nur. Meine Augen waren jagende Raubvögel, anziehende Magneten und bitrende, rufende Bettler. Die Muscheln lagen am Ufer zwischen den Steinchen. Eine Kostbarkeit, die darauf wartete, mit den Händen gefunden zu werden. Beim Umdrehen waren sie weiß und perlmuttfarben (wie mein Bauch), außen dunkler (wie mein Rücken). Wie das Leben. Weiß und perlmuttfarben. Das Leben, das von irgendwoher kommt, in den Köpfen der Mädchen beginnt, perlmuttfarben und weiß wie das Innere einer Meeresmuschel. In den Köpfen verängstigter Mädchen in feierlicher Erwartung.

Die Hochzeit war bescheiden. Ohne Weiß. Ohne Perlmutter.

Die Muschel ging nicht ganz auf. Der Rand war zu scharf. Ich schnitt mir in den Finger. Das Meer nagte salzig an meinem Blut, es brannte (ich steckte den Finger ins Wasser, ohne dass

Mutter es bemerkte). Durch den Finger saugte das Meer einen Teil von mir auf, ein Teil von mir ging ins Meer über. Das Meer war nicht ungerecht, ein Teil des Meeres glitt in mich hinein (ich gerate oft wegen fremder Küsten ins Wanken, ich gerate ins Schwärmen, kann mich kaum auf den Beinen halten).

Die Mutter hält wie eine Möwe von oben Ausschau, welchen naiven Fisch sie fangen könnte. Welche unachtsame Bewegung mich verraten und das Abenteuer in der Sonne beenden würde. Das Wedeln mit den Armen und das Rufen, durch das man in ihrem Schnabel endet, im Schatten. Im Sicherem. Unter der grünen Tamaris. Unter der harzigen Kiefer. Unter dem Feigenbaum, aus dessen unreifer Frucht klebrige brennende Milch über den Finger läuft.

Die Mietwohnung war eng, schimmelig und sicher. Weit weg vom Meer. Ich sortierte die Muscheln auf den Regalen. Ich hatte Atemnot. Ich hatte Angst. Die Nähe der Wände. Die Vertraulichkeit der Speisekammer, wie sie aufdringlich das Abgestandene anbietet; noch bevor du ein Marmeladenglas gegriffen hast, hat sie dir schon die ganze Geschichte fremder und deiner eigenen Armut erzählt.

Ich zitterte, während ich durch die kleinen Fenster auf die graue Straße starrte. Das Meer war weit weg, aber Ebbe und Flut war da. Drinnen. Und die Winde auf dem Meer. Und die Morgen mit den am Ufer verstreuten Fischen. Etwas wuchs.

Etwas würde eines Tages aus mir herausschwimmen.

Du bist an meinen salzigen in Wasser und Blut gebadeten Oberschenkeln hinabgeglitten. Es ist wieder geschehen. Ein Teil von mir glitt in dich hinein, ein Teil von dir drang in mich ein. Der Austausch fand statt. Wir rauschten beide. Im Sommer sammelten wir Muscheln. In deinen Augen war der Glanz

einer Suchenden. Auf der Suche nach dem weißen, perlmutt-farbenen Widerschein. Zwischen den Steinchen.

Mutter schaute mich wütend an, während ich mich faul nach Hause schleppte. Die Vorahnung von Scherereien verlangsamte meinen Schritt. Sie wartete schon auf mich. Sie verprügelte mich. Ich hatte dem Nachbarn arglos die häuslichen Geheimnisse verraten. Dinge, von denen sie mir gesagt hatten, ich dürfe sie niemandem verraten.

Über uns.

Innen.

Innerhalb der vier Wände.

Etwas, das uns gehörte.

Habe ich verraten.

Er hat mich gefragt. Ich war ehrlich. Ich dachte, alle seien wie wir, da wäre nichts Besonderes an diesen kleinen häuslichen Geheimnissen. Drinnen war meist alles gleich. Alle belogen einander. Um einander nicht wehzutun.

Mir war überhaupt nichts klar.

Es tat weh.

Man muss darüber schweigen. Keine Tracht Prügel hat mich je zur Vernunft gebracht.

Es hatte keinen Zweck. Die Hochzeit war bescheiden. Die Mutter neigte den Kopf zur einen Seite, der Vater zur anderen.

Der Vater fuhr ans Meer, um zu angeln. Ich bat ihn, mich mitzunehmen. Mutter sagte, es sei nicht sicher, ein Kind mit auf die stürmische See zu nehmen, das offene Meer, früh am Morgen. Ein so kleines Kind an ein so großes Meer, und es könnte ja stürmisch werden. Es weht jetzt schon ein ziemlicher Wind. Bist du verrückt? Du und sie auch. Und tu es nicht. Und bitte, Papa, nimm mich mit. Und er nahm mich mit. Er

war dabei und die Männer. Sie waren ausgelassen und fröhlich. Der Morgen war bei Anbruch kalt und später heiß. Die Sonne spannte auf unserer Haut. Ich war wie einer von ihnen. Wir fingen einen Tintenfisch. Die schwarze Flüssigkeit riss den Wanst des weißen Bootes auf. Ich ekelte mich nicht, fand es nicht hässlich, hatte keine Angst, mich schmutzig zu machen. Sie auch nicht. Auch später, als man sie strategisch auf die in Schwarzerde eingegrabenen Kriegsparteien verteilte, hatten sie keine Angst, sich schmutzig zu machen. Sie zeigten keine Angst. Standen früh auf. Zündeten sich Zigaretten an und gingen los wie zum Angeln. Aber ich hatte auf einmal fürchterliche Angst.

Ich war nicht mehr einer von ihnen.

Die Angst wuchs.

Die schwarze Tinte des Tintenfischs versickerte in der Geschichte.

Schäm dich, sagte der Vater. *Schäm dich*. Ich schämte mich. Wegen der Fehltritte. Sicher gab es viele davon. Wie ein Sack Mais, den die Hühner aufgepickt haben. Außer einem leeren Sack Scham lag nichts anderes vor mir. Ich schäme mich. Die Zeit hat die Fehltritte aufgefressen, doch ich schäme mich immer noch. Auch der Vater schämt sich. Ihm haben sie auch gesagt, *schäm dich*. Du hast ein Spielzeug geklaut, den Zaun kaputtgemacht, das Fenster des Nachbarn zerschmettert. Auch er schämt sich auf dem Foto an der Wand, wo sein Kopf zur einen und Mutters Kopf zur anderen Seite geneigt ist. Bei ihrer Hochzeit.

Mein Gott, wie groß sie sind. Er näherte sich von hinten, versuchte sie zu umfassen. *Vielleicht brauchst du Hilfe beim Tragen, dein Rücken wird ja ganz krumm*. Ich versuchte mich zu entzie-

hen. Diese Finger, sie folgten mir wie Quallen mit Tentakeln, blieben an der Luft kleben, an der Haut, raubten den Sauerstoff. *Hast du einen Freund? Fasst er dich an?* Warum haben die Quallen es immer als Erstes auf unsere Brust abgesehen, auf unsere Herzen, um ihre giftigen Verbrennungen zu hinterlassen? *Als ich jung war, war es anders.* Sie will nicht mit mir schlafen. Die Quallen sind traurig, durchsichtig und giftig. Quallen schwimmen stets in der Nähe von Kindern. Die Kinder sagen den Eltern nichts, da die Eltern den Quallen mehr Glauben schenken.

Wer ohne Schuld ist, der nehme den ersten Stein, rief der Vater mit trauriger Stimme und schlug sich selbst auf den Kopf.

Und dass du bloß nicht noch mal ausplauderst, was hier im Haus geredet wird, sagte die Mutter.

Niemals.

Was wird denn geredet? Was wird geredet?, rauschte das Meer in mir drin.

Weißt du, wie über dich geredet wird?, sagte meine Tochter (sagtest du) und schaute mir mitten in die Augen.

Ich weiß, sagte ich. Und begann zu lachen. Mein Lachen gefiel dir nicht. Diese Art zu lachen gefällt niemandem. Aber es war schmerzlicher und schneller als ich selbst.

Bei unserer Hochzeit steht er aufrecht. Wenn Sie wissen wollen, was ein rechter Winkel ist, schauen Sie auf die Schultern. Schauen Sie auf den Kopf dieses Mannes. Er steht immer gerade. Aber ich habe den Kopf zur Seite geneigt, weg von ihm, und der Fotograf hält die Hand schief. Und alles ist etwas schräg.

In meinem Bauchmeer schwimmt ein Fisch, der noch nicht weiß, dass er da ist.

In Mutters Bauchmeer war ich es, die nervös herumzapelte, bevor ich wusste, dass ich da war. Und sie geangelt habe.

Die Hochzeit war bescheiden, ohne Weiß, ohne Perlmutter. Das gemietete Zimmer im Erdgeschoss wartete auf die müden Leiber, die, vom Schimmel betäubt, vergessen hatten, dass sie jung waren.

Die Standesbeamtin war um die fünfzig. Ihre Augen ausdruckslose Spiegel, die das *Ja* und das *Ja* widerspiegelten (hinter denen sie *Nein* und *Nein* schrien).

Der Fisch war bereits gefangen. Der Bootsmotor brummte fröhlich. Die Männer waren ebenso ausgelassen und fröhlich. Sie tranken und lachten.

Wir fahren zurück. Alles ist gut gegangen. Frauen ängstigen sich immer grundlos. Und nörgeln sinnlos herum. Ich war wütend auf meine Mutter, weil sie diese männliche Fröhlichkeit auf dem offenen Meer nicht kannte. Der Fisch war da, in den Eimern. Und ich hatte gefischt. Ich war stolz. Die schwarze Sepia-Spur lenkte mich ab, da war etwas Klebriges, Weiches in ihrem Körper, in ihrer Spur, in ihrer Art, uns zu haben. Uns alle, die fröhlichen Männer, in denen unvorsichtig eine Frau aus dem Traum erwachte.

Wir sind vom Foto eingefangen. Alle ein wenig schief.

Ich hab dir doch gesagt, dass du niemandem davon erzählen sollst, sagte Mutter. Ich kam nicht mehr darauf, was sie meinte. Wovon sollte ich denn da um Himmels Willen erzählt haben. Und überhaupt, dieser fiese Nachbar, der die Kinder so geschickt verhörte. Wie ein Voyeur, der sich an fremden Familiengeheimnissen ergötzt. Als ob unsere Familie irgendwelche Geheimnisse hätte. Wir sind eine langweilige Familie.

Eine wunderbare, langweilige Familie.

Eine wunderbare, langweilige, schief fotografierte Familie.

Hier drinnen bist du, und in ihr bin ich. Wie eine Zwiebel, in jeder von uns eine neue Schicht. Ja, diese Vergleiche, diese üblichen Vergleiche, bei denen man beim Schälen weinen muss.

Weine doch, sagte ich zu mir selbst und weinte. Ich weinte, bis die ganze Sepia-Tinte aus mir heraus war.

Aber vorher, bevor es losging, bevor der weißliche Schulp in der Hand erstrahlte und mein Bruder und ich glücklich losrannten, um ihn dem Schnabel unseres goldenen Kanarienvogels als Opfer darzubringen; noch vor dem großen Fang und bevor unsere Welt zerstob, zu uns gänzlich unbekanntem Ufern, bevor sich die Möglichkeit des Weinens und Erzählens gefügig als tröstliche Freiheit anbot, die alle zum Schweigen gebrachten Münder, Herzen und Schöße von ihren Qualen entband, noch vor der Schwere, vor der Leichtigkeit und bevor die Uhren in Mutters Zimmer verstummten und alles von Staub bedeckt wurde, vor alledem gab es ein zärtliches Jetzt, in dem wir uns alle berührten und dessen Abglanz von Zeit zu Zeit unverhofft in unserem Leben aufscheint.